

Mitch Albom

Damit ihr mich
nicht vergesst

Die wahre Geschichte
eines letzten Wunsches



Deutsch
von Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel

»Have a Little Faith« bei Hyperion, New York.

»Enjoy Yourself (It's Later Than You Think)«: Lyrics by Carl Sigman, Music by Herb Magidson, Copyright © 1948, 1949 Music Sales Corporation (ASCAP) and Magidson Bernhardt Music for the United States. All Rights for Magidson Bernhardt Music. Administered by WB Music Corp. All Rights outside of the United States controlled by EDWIN H. MORRIS & CO., INC. International Copyright Secured. All Rights Reserved. Used by Permission of Music Sales Corporation and Alfred Publishing Co., Inc.

»Hallelujah Anyhow«: Words and Music by Joseph Pace II. © 2003 Integrity's Praise! Music/BMI and Pace's Vision Music (admin. by Integrity's Praise! Music) c/o Integrity Media, Inc., 1000 Cody Road, Mobile, AL 36695. All Rights Reserved. International Copyright Secured. Used by Permission.

»Hello, Dolly!«: Music and Lyrics by Jerry Herman © 1963 (Renewed) JERRY HERMAN. All Rights Controlled by EDWIN H. MORRIS & COMPANY, A Division of MPL Music Publishing, Inc. All Rights Reserved.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Aktualisierte Taschenbuchausgabe September 2012
Copyright © der Originalausgabe 2009 by Mitch Albom, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagmotiv: © FinePic®, München

Redaktion: Almut Werner

AG · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47497-4

www.goldmann-verlag.de

Nun endlich ein Buch für meinen Vater,
Ira Albom, an den ich immer geglaubt habe

Anmerkung des Autors



Diese Geschichte umfasst einen Zeitraum von acht Jahren. Dass sie entstehen konnte, verdanke ich der Mitarbeit von Albert Lewis und Henry Covington, zwei einzigartigen Männern, die mir Einblick in ihre Lebensgeschichten gewährten, sowie ihren Frauen, Kindern und Enkelkindern, denen ich mich zu großer Dankbarkeit verpflichtet fühle. Alle im Buch geschilderten Begegnungen und Gespräche fanden in der beschriebenen Form statt, wurden allerdings in einigen Fällen aus erzählerischen Gründen zeitlich verschoben, so dass beispielsweise ein Gespräch, das im Oktober des einen Jahres stattgefunden hat, in den November des nächsten verlegt wurde.

Dieses Buch handelt zwar vom Glauben, doch der Autor betrachtet sich nicht als Experte für Religionsfragen und will auch keine Anleitungen für eine bestimmte Religion geben. Das Buch wurde vielmehr in der Hoffnung verfasst, dass Menschen jeglicher Glaubensrichtungen etwas für sich darin finden können.

Der Tradition der Abgabe des Zehnten folgend, spendet der Autor ein Zehntel seiner Einnahmen von jedem verkauften Exemplar für wohltätige Zwecke – unter anderem sollen der im Buch erwähnten Kirche, der Synagoge und den Obdachlosenunterkünften Spendengelder zufallen.

Der Autor möchte der Leserschaft seiner vorherigen Bücher danken und begrüßt herzlich neu hinzugekommene Leser.

Inhalt



Am Anfang...	11
--------------	----

FRÜHLING

Die Tradition des Weglaufens	19
Bekanntschaft mit dem Rebbe	23
Ein bisschen Geschichte	25
Henrys Leben	30
Die Gottesakte	32
Haus des Friedens	40
Die tägliche Mühsal des Glaubens	50
Ritual	60
Das Ende des Frühlings	64

SOMMER

Was wir verlieren ...	74
Gemeinde	82
Noch ein wenig Geschichte	87
Die wichtigste Frage	100
Warum Krieg?	109
Glück	120
Das Ende des Sommers	128

HERBST

Kirche	131
Was ist Reichtum?	136
Kirche	142
Alt	147
Kirche	156
Eine gute Ehe	165
Dein Glaube, mein Glaube	181
Was wir finden ...	190
Thanksgiving	194
Das Ende des Herbstes	203

WINTER

Wintersonnwende	217
Gut und Böse	222
Cass' Leben	228
Um Verzeihung bitten	238
Der Moment der Wahrheit	244
Himmel	252
Kirche	258
Abschied	262
Die Trauerrede	265
Was wir zurücklassen ...	275
Epilog	281
Zwei Jahre später	283
Danksagung	295

Am Anfang...



Am Anfang stand eine Frage.

»Würden Sie meine Trauerrede halten?«

Ich verstehe nicht recht, antwortete ich.

»Meine Trauerrede?«, fragte der alte Mann noch einmal.

»Wenn ich gehe.« Er blinzelte hinter seinen Brillengläsern. Sein ordentlich gestutzter Bart war grau, und er stand ein wenig gebeugt.

Sterben Sie denn bald?, fragte ich.

»So schnell nun auch wieder nicht«, antwortete er und grinste.

Aber warum –

»Weil ich Sie für eine gute Wahl halte. Und weil ich glaube, dass Sie wissen werden, was Sie sagen sollen, wenn die Zeit gekommen ist.«

Stellen Sie sich den frömmsten Mann vor, den Sie kennen. Ihren Priester. Ihren Rabbiner. Ihren Imam. Und nun stellen Sie sich vor, wie er Ihnen auf die Schulter klopft und Sie darum bittet, seinen Abschied von der Welt zu zelebrieren, wenn er gestorben ist.

Stellen Sie sich vor: Der Mann, der von Berufs wegen Menschen ins Himmelreich schickt, bittet nun Sie darum, ihn ins Himmelreich zu schicken.

»Und?«, sagte er. »Würden Sie das machen?«

Am Anfang stand noch eine weitere Frage.

»Wirst du mich retten, Jesus?«

Der Mann hielt ein Gewehr in Händen und versteckte sich mitten in der Nacht vor einem Reihenhaus in Brooklyn hinter Mülltonnen. Seine Frau und seine kleine Tochter weinten. Der Mann hielt Ausschau nach Scheinwerfern, weil er glaubte, dass in dem nächsten Auto seine Mörder sitzen würden.

»Wirst du mich retten, Jesus?«, fragte er. »Wirst du mich retten, wenn ich verspreche, dir von nun an zu folgen?«

Stellen Sie sich den frömmsten Mann vor, den Sie kennen. Ihren Priester. Ihren Rabbiner. Ihren Imam. Und nun stellen Sie sich vor, wie er in schmutzigen Kleidern mit einem Gewehr in der Hand hinter Mülltonnen hockt und Jesus anfleht, ihn zu erretten.

Stellen Sie sich vor: Der Mann, der Menschen ins Himmelreich schickt, fleht darum, nicht in die Hölle zu kommen.

»Bitte, Herr«, flüstert er. »Wenn ich gelobe ...«

Diese Geschichte handelt davon, wie ich lernte, an etwas zu glauben. Und sie handelt von zwei sehr unterschiedlichen Männern, die mir das beigebracht haben. Ich brauchte sehr lange, um diese Geschichte zu schreiben. Sie führte mich in Kirchen und Synagogen, in große Städte und Vororte und zu den Barrieren »wir« und »die anderen«, die überall auf der Welt den Glauben spalten.

Und schließlich führte sie mich nach Hause zurück, in eine Synagoge voller Menschen, zu einem Sarg aus Kiefernholz, zu einem leeren Pult.

Am Anfang stand eine Frage.

Diese Frage wurde zu einem letzten Wunsch.

»*Würden Sie meine Trauerrede halten?*«

Und, wie so oft in Glaubensdingen, nahm ich an, dass ich um etwas gebeten worden sei. Doch in Wirklichkeit bekam ich etwas geschenkt.

FRÜHLING

SOMMER

HERBST

WINTER

Im Jahre 1965 ...



... werde ich von meinem Vater am Samstagmorgen zum Gottesdienst vor dem Gemeindehaus abgesetzt.

»Du musst gehen«, sagt er.

Ich bin sieben Jahre alt und damit zu jung, um die naheliegende Frage zu stellen: Wieso muss ich gehen, er aber nicht? Ich gehorche, betrete das Haus und gehe einen langen Flur entlang zu dem kleinen Synagogenraum, in dem die Gottesdienste für Kinder abgehalten werden.

Ich trage ein kurzärmliges weißes Hemd und eine Clipkrawatte. Ich öffne die Holztür. Auf dem Boden krabbeln kleine Kinder.

Drittklässler gähnen. Sechsklässlerinnen in schwarzen Baumwollgymnastikanzügen sitzen in Grüppchen zusammen und flüstern miteinander.

Ich nehme mir ein Gebetbuch. Die hinteren Plätze sind alle besetzt, und ich setze mich nach vorne. Plötzlich öffnet sich die Tür, und es wird still.

Der Mann Gottes tritt ein.

Er ist riesengroß und hat dichtes schwarzes Haar. Er trägt ein langes Gewand, und wenn er spricht, wedelt es an seinen Armen wie ein Blatt im Wind.

Er erzählt eine Geschichte aus der Bibel und stellt uns Fragen. Während er auf unsere Antworten wartet, schreitet

*er über die Estrade und kommt dabei immer näher zu mir.
Mir bricht der Schweiß aus, und ich bitte Gott, mich un-
sichtbar zu machen. Bitte, Gott, bitte.*

Das ist mein inbrünstigstes Gebet an diesem Tag.

MÄRZ

Die Tradition des Weglaufens



Adam versteckte sich im Garten Eden. Jonas flüchtete vor Gott auf ein Schiff und wurde vom Wal verschlungen.

Der Mensch möchte vor Gott weglaufen – das ist eine alte Tradition. Ich folgte also in gewisser Weise nur der Tradition, als ich anfing, vor Albert Lewis wegzulaufen, kaum dass ich gehen konnte. Er war natürlich nicht Gott, aber in meinen Augen kam er gleich nach ihm: Für mich war er ein heiliger Mann, ein Geistlicher, der Chef, der Oberrabbiner. Meine Eltern traten seiner Gemeinde bei, als ich noch ein Kleinkind war. Während seiner Predigten saß ich auf dem Schoß meiner Mutter.

Doch sobald ich verstehen konnte, wer er war – ein Mann Gottes –, lief ich vor ihm davon. Sobald ich ihn im Flur sichtete, rannte ich weg. Ich flüchtete sogar noch als Teenager vor ihm, sobald ich ihn kommen sah. Er war über eins achtzig groß, und ich fühlte mich klein in seiner Nähe. Wenn er mich durch seine schwarz gerahmte Brille ansah, kam es mir vor, als könne er all meine Sünden und Fehler erkennen.

Deshalb lief ich vor ihm weg.

Und ich rannte, bis er mich nicht mehr sehen konnte.

Daran dachte ich, als ich im Frühling 2000 eines Morgens nach einem Gewitter zu ihm fuhr. Einige Wochen zuvor hatte der damals zweiundachtzigjährige Albert Lewis mich nach einem Vortrag von mir im Flur angesprochen und mir diese eigenartige Frage gestellt.

»Würden Sie meine Trauerrede halten?«

Die Frage brachte mich ziemlich aus der Fassung. Um so etwas war ich noch nie gebeten worden, von niemandem – geschweige denn von einem hohen Geistlichen. Wir waren umgeben von Menschen, aber er lächelte, als hätte er mir eine ganz alltägliche Frage gestellt. Schließlich stammelte ich, dass ich mir das in Ruhe überlegen müsste.

Ein paar Tage später rief ich ihn an.

Ich würde seinem Wunsch nachkommen, sagte ich. Ich würde bei seinem Begräbnis sprechen – aber nur unter der Voraussetzung, dass ich ihn als Mensch näher kennen lernen könnte, um für die Trauerrede ein vollständiges Bild von ihm zu haben. Dazu müssten wir uns wohl ein paar Mal treffen.

»Einverstanden«, antwortete er.

Ich bog in seine Straße ein.

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich über Albert Lewis nur so viel, wie man als Zuschauer über einen Schauspieler weiß. Ich kannte seinen Sprechstil, seine Bühnenpräsenz, seine kraftvolle Stimme und seine ausdrucksstarken Gesten, das Charisma, mit dem es ihm gelang, seine Gemeinde in Bann zu schlagen. Sicher, als Kind hatte ich ihn auch aus der Nähe erlebt, als Lehrer und bei familiären Anlässen wie der Hochzeit meiner Schwester und dem Begräbnis

meiner Großmutter. Aber in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren hatte ich kaum etwas mit ihm zu tun gehabt. Und was weiß man schon über seinen Geistlichen? Man hört ihm zu. Man achtet ihn. Aber als Mensch? Für mich war mein Rabbiner so fern wie ein König. Ich hatte noch nie in seinem Haus gegessen. Ich hatte mich nie in gesellschaftlichem Rahmen mit ihm unterhalten. Wenn er menschliche Schwächen hatte, so kannte ich sie jedenfalls nicht. Seine Gewohnheiten? Auch die waren mir unbekannt.

Nun, das stimmt nicht ganz. Eine kannte ich doch: Er sang gerne. Das wusste jeder in der Gemeinde. Seine Predigt konnte plötzlich zur Arie geraten. Und wenn man sich mit ihm unterhielt, trällerte er manchmal unversehens ganze Sätze. Er war eine Art Ein-Mann-Broadway-Show.

Wenn sich jemand nach seinem Befinden erkundigte, kniff er die Augen zusammen, hob die Hand, als wolle er ein Orchester dirigieren, und schmetterte:

*»Der alte graue Rabbi
ist auch nicht mehr, was er mal war,
ist auch nicht mehr, was er mal war...«*

Ich trat auf die Bremse. Was machte ich hier? Ich war auf keinen Fall der Richtige für diese Aufgabe. Ich war nicht mehr religiös. Ich lebte nicht einmal mehr in diesem Bundesstaat. Albert Lewis war der Mann, der bei Begräbnissen Reden hielt, nicht ich. Wer hält schon die Trauerrede für einen Mann, der selbst Trauerreden hält? Ich wäre am

liebsten umgekehrt und hätte mir eine Ausrede ausgedacht.

Der Mensch will vor Gott davonlaufen.

Doch ich war in der anderen Richtung unterwegs.